

Menschenbild – ein Tabu der Schulmedizin

Pierre Strub

In naturwissenschaftlichen Kreisen wird der Frage nach dem Menschenbild konsequent ausgewichen.

Sie ist tabu.

Unter Tabu versteht man etwas Unantastbares, ein ungeschriebenes Gesetz, das aufgrund bestimmter Anschauungen innerhalb einer umschriebenen Gemeinschaft verbietet, über bestimmte Dinge zu sprechen oder sie zu tun. Entscheidend ist, dass das Verbot sich auch auf seine Formulierung erstreckt. Nur schon sich damit befassen, ist ein Verstoss, ist tabu. Damit steht das Tabu zwangsläufig ausserhalb jeder Diskussion. Im Unterschied zum Verbot, das formuliert werden muss und mit Strafe innerhalb der Gemeinschaft droht, führt die Verletzung eines Tabus zu sozialer bis hin zu physischer Ausgrenzung: Der Tabubrecher wird nicht ernst genommen, er wird ignoriert, totgeschwiegen, kaltgemacht. Je mehr Menschen einer Gemeinschaft sich an dieser Ausgrenzung beteiligen, desto mehr Macht übt das Tabu aus.

Ein Tabu kann mit minimalem Aufwand an Regelungen und Sanktionen eminent wichtige Aufgaben erfüllen. Es ist ein besonders wirksames Mittel sozialer Kontrolle. Das Tabu schützt eine Gemeinschaft vor Hinterfragung ihrer Bezugssysteme und Grundlagen, die zu einer Schwächung ihrer Identität und zu einer Verschiebung der Machtverhältnisse führen könnten. Es vermag die bestehende Ordnung zu stabilisieren. Dadurch, dass schon die Frage nach dem Tabu tabu ist, können die grössten Widersprüche nebeneinander bestehenbleiben, die hinterfragt unerträglich würden und eine Veränderung herbeiführen müssten. Damit vermag das Tabu aber auch einen längst fälligen Fortschritt zu verhindern.

Die Strategien mit tabuisierten Themen sind vielfältig. Die wichtigsten sind das Totschweigen, die Lächerlichkeit, die Ausgrenzung und die Fremdbesetzung von Begriffen, die inhaltlich einen Bezug zum Tabu haben. Die Begriffe erhalten dabei einen fremden, meist geringschätzigen Inhalt und können so das Tabuisierte nicht mehr ausdrücken; von nun an fehlt die Sprache, darüber zu reden.

Ein Menschenbild beinhaltet nicht nur die Vorstellung dessen, was der Mensch ist, sondern auch, was er werden soll. Es beschreibt innerhalb einer Kultur grundlegende Werte der Identität

des Menschen und des Sinnes seines Daseins. Das Menschenbild bildet so Grundlage und Massstab von Gedanken und Handlungen. Wie auch immer ein Menschenbild aussehen mag, es wird in irgendeiner Weise Körper, Seele und Geist definieren und zueinander in Beziehung bringen müssen. Jeder Mensch und jede Wissenschaft bezieht sich in ihrem Denken, Forschen und Handeln zwangsläufig auf ein Welt- und Menschenbild. Dieses Bild wird aber heute selten explizit formuliert. In der Schulmedizin ist es tabu.

Die wissenschaftliche Grundlage der Schulmedizin, wie sie an den Universitäten gelehrt und erforscht wird, ist die Naturwissenschaft. Diese stützt sich mit ihrem diskursiven Denken auf ein materialistisches Weltbild, das sie gleichzeitig auch hervorgebracht hat. Durch die konsequente Forschung auf diesem Erkenntnisweg haben sich in der Medizin beeindruckende Therapiemöglichkeiten ergeben, die sich folgerichtig nach Wirksamkeit, Zweckmässigkeit und Wirtschaftlichkeit messen lassen.

Stellt man hingegen dem einzelnen Menschen die Frage nach seinem Sein und Werden, so wird man in der Vielfalt der Antworten ein Bild eines Körper-Geist-Wesens erkennen, das nach einer transzendentalen Vollkommenheit strebt. Hier orientiert sich der Mensch nicht primär nach dem Zweck, sondern nach dem Sinn. Selten wird man auf diese heute sehr intime Frage die konsequent rationale Antwort bekommen, die den Menschen als Produkt chemisch-physikalischer Vorgänge erfasst und den Daseinssinn in der Befolgung dieser Gesetze findet.

Im Gesundheitswesen stehen sich also zwei Menschenbilder gegenüber, die kaum gegensätzlicher sein könnten. Auf dem ersten, materialistischen gründet die heutige Naturwissenschaft mit ihren universitären Institutionen, auf das zweite bezieht sich der einzelne Mensch, wenn er sich auf sich selber besinnt, und vor allem wenn er leidet.

Dieser Widerspruch müsste eigentlich zu Diskussionen, zu Veränderungen und schliesslich zu einer Neuordnung führen, wenn die bestehende Ordnung nicht durch ein Tabu stabilisiert wäre. Die anfangs dargelegten Merkmale eines Tabus sind in der Medizin offensichtlich:

- Das Menschenbild steht in der Schulmedizin nicht zur Diskussion. Der Begriff wird zwar häufig mit vagem Inhalt gebraucht; eine klare

Korrespondenz:
Pierre Strub
Bahnhofstrasse 292
CH-8623 Wetzikon
pierre.strub@hin.ch

Stellungnahme im Sinne von «von dem gehen wir aus» sucht man vergebens.

- Medizinverfahren und Ärzte, die sich auf ein differenziertes Menschenbild stützen, werden ausgegrenzt.
- Begriffe, die für eine fruchtbare Diskussion unentbehrlich wären, haben ihre ursprüngliche Bedeutung verloren und sind in ihrem Inhalt zum Teil bis zu Schimpfwörtern entstellt (z. B. Geist, Geisteswissenschaft, Intuition, Lebenskraft, Esoterik, transzendental usw.).

Das Tabu stabilisiert die vorherrschende Ordnung. Man stelle sich die Konsequenzen vor, die eine Integration des «geistigen» Menschenbildes (man beachte hier das Fehlen eines brauchbaren Begriffes) in die Schulmedizin bewirken würde: Eine Therapie müsste nicht nur nach ihrer Wirkung auf bestimmte Symptome, sondern auch nach der Weiterentwicklung des Patienten beur-

teilt werden; nicht mehr der Zweck, sondern der Sinn stünde im Vordergrund und anstatt wirtschaftlich hätte eine Therapie menschengemäss zu erfolgen. Man stelle sich vor, die Evidence-based Medicine müsste ihre Prämissen hinterfragen, und sie müsste sich eingestehen, dass ihre Aussagen letztlich nur für ein materialistisches Menschenbild von Bedeutung sind. Man stelle sich die Konsequenzen für die Wirtschaft und für all diejenigen Menschen vor, die heute mit den Grundlagen des materialistischen Menschenbildes eine komfortable und geachtete Stellung eingenommen haben. Und nicht zuletzt vergegenwärtige man sich, was es für den Menschen als Patienten bedeuten würde, wenn Heilung nicht einfach Beschwerdefreiheit bedeuten würde, sondern heil werden, «werden, der er ist».

Das Enttabuisieren des Menschenbildes wird wohl erst einer nächsten Generation gelingen.

Mit Gegensätzen leben – von der Couch zum philosophischen Café

Gabriele Wyss-Knecht

Der Winter ist vorbei. Frühling lässt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte, tupft die Wiesen farbig mit Primeln und Veilchen, zieht über Büsche und Bäume zarte Schleier von Grün. Gelbgolden erstrahlen die Forsythien, und aus den klebrigbraunen Kastanienknospen kommen kleine Blatthändchen hervor. Dunkel wird hell, Kälte weicht der Wärme, scheinbar Abgestorbenes wächst von neuem.

Der Frühling hat aber in seine Blütenfülle auch knoblauchstinkenden Hufplattich getan, kriechenden Hahnenfuss und Löwenzahn. Die machen den selbstgesäten Wiesenblumen den Platz streitig – und so steche und grabe ich, entferne die ersten Schnecken – mit gemischten Gefühlen, weil ich das Anrecht von allem Lebendigen auf Leben bedenke ...

Da kommt mir die Erinnerung an den Mai 1945. Der Krieg war vorbei, ich sah mich als frisch vom Examen kommende junge Ärztin am Ziel meiner Träume, aber erst musste ich mir einen Platz als Gastärztin an einer Klinik suchen, und das war mühsam und schwierig. Ungern nutzte ich die einzige Möglichkeit im Landes-

krankenhaus – sah ich mich doch konfrontiert mit dem ungeliebtesten Fach – und hatte wieder einmal Glück: Psychiatrie wurde zu meinem Spezialgebiet.

1970 kamen die ersten Menschen mit ihren Depressionen, Psychosen, Zweifeln und Konflikten in meine Praxis. Was hatte ich ihnen anzubieten ausser Rezepten für Medikamente und einigem Wissen plus Lebenserfahrung? Den Willen zu Gesprächen, mit grossem Interesse und wachsendem Verständnis für Wechselfälle und Schicksale. Heute danke ich allen, die mir dreissig Jahre lang Gelegenheit gaben, sie ein Stückweit auf dem Lebensweg zu begleiten. Es war eine gute Zeit.

Neues bahnte sich an. Fragen über den Verlauf meines Lebens beschäftigten mich immer häufiger. Hätte nicht alles ganz anders sein können, vielleicht sogar müssen? Wer hatte die Regie geführt, Zufall oder Fügung? Ich suchte im vielfältigen Angebot zahlreicher philosophischer Veranstaltungen für Autodidakten und Menschen ohne viel Vorkenntnis nach Antwort, besuchte Kurse, hörte Vorlesungen, nahm an

Korrespondenz:
Dr. med. Gabriele Wyss-Knecht
Artherstrasse 29
CH-6300 Zug

sokratischen Gesprächen teil – und fand keine. Philosophieren blieb mir fremd, bis ich auf das Taschenbuch «Philosophy, the Basics» von Nigel Warburton stiess. Da fand ich alle Grundfragen der Philosophie wie auch Argumente und Gegenargumente der Antworten verständlich erklärt. Das Buch «Ein Café für Sokrates, Philosophie für jedermann» von Marc Sautet (Verlag Siedler 1999) war für mich der zweite Wegweiser bei Verfolgung der richtigen Spur!

Zur Geschichte des philosophischen Cafés

Marc Sautet, ein Philosoph, traf sich 1992 regelmässig mit Freunden in einem Pariser Café zum Diskutieren. Andere Gäste hörten zu und wurden eingeladen, auch ihre Meinung zum jeweiligen Thema zu sagen. Das sprach sich herum, der Kreis wurde immer grösser, man traf sich regelmässig, um unter Anleitung von M. Sautet zu diskutieren und philosophieren. Das philosophische Café, kurz Café Philo genannt, war da und trat seinen Siegeszug an: von Frankreich nach Deutschland in die Schweiz; es existiert seit 2000 auch in Sarajevo unter dem Namen «Café Plato» bei der philosophischen Fakultät. Der Erfolg ist kein Wunder: das Café Philo steht allen Menschen offen, unabhängig von Alter oder Herkunft, nach dem Motto: Philosophie ist für alle, nicht nur für Auserwählte, da. Wer Freude hat, die eigenen Gedanken im Dialog mit anderen zu entwickeln, wird nach dem ersten Besuch vermutlich gern wiederkommen.

Nach Ende meiner Praxisarbeit fand ich den Mut, die Gründung eines Cafés Philo in Zug zu wagen. Und es kam zustande. Seit 5 Jahren treffen wir uns, manchmal viele, manchmal wenige,

jeden zweiten Freitag in einem Restaurant, um nachzudenken und zu philosophieren, ohne Zwang, ohne Verpflichtung. Manche sind von Anfang an dabei, andere kommen selten. Mitunter bleibt jemand weg, aber es gibt zu meiner Freude immer wieder neue Gesichter. Wir sind uns einig, dass wir uns jedes Mal im «anders Denken» üben wollen so gut wir können (verstehend, mitmensch- und umweltbezogen), um für die Sorgen und Gefahren des Atomzeitalters und der weltweiten technischen, ökologischen und ökonomischen Macht- und Grössenphantasien für uns persönlich ein kleines Gegengewicht zu bilden, das Lachen haben wir dabei keineswegs verlernt.

Ich suche oft in den Werken von Denkern, Dichtern und grossen Persönlichkeiten, ob ich etwas zum jeweils vorgesehenen Thema finde, und erlebe dabei, dass Raum und Zeit dahinfallen wie früher beim Malen. Ob Dantes Wort «L'arte e l'amore vincono il tempo» und Goethes Vers «Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, das Unvergängliche, hier wird's Ereignis» das Ineinanderfallen der Gegensätze, den Glücksmoment aufgehobener Dualität beschreiben? Meine «philosophischen Höhenflüge»! Ich bin ein glücklicher Mensch, denn sie schenken mir beim Warten auf die «coincidentia oppositorum» meines Lebens einigermaßen Gelassenheit.

Und bis dahin folge ich gern dem Beispiel des Theologen Hans Küng, wenn er am Schluss seines letztthin erschienenen Buches «Der Anfang aller Dinge – Naturwissenschaft und Religion» (Piper München 2005) rät, die «Wette Blaise Pascals» anzunehmen.